



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

In den Tagen des Kampfes.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

lassen. Daraus ergibt sich wieder eine neue dringende Notwendigkeit, daß der Komponist durch die richtige Gesangsschule hindurch gehe, ja auch selbst fleißig mitfinge. Wer gemerkt hat, wie viel Unfangbares sich in modernen Chören, ja schon bei F. Seb. Bach findet, der wird den Grund davon erraten. Er wird ferner vermuten, warum Grell eine so ausgesprochene Vorliebe für die kirchlichen Tonsätze aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert hat. Da haben wir eben noch keine Instrumentalverwöhnung, sondern reine, rhythmisch mannichfaltig gegliederte, aber harmonisch einfache Musik edelster Art, nicht darum einfach, wie Helmholz meint, weil sie die modernen Akkordmittel noch nicht kannte, sondern weil sie die Reinheit der Intonation aller glatten Verknüpfung der Akkorde und Tonarten vorzog.

Wir befolgen in unsrer Pädagogik noch immer theoretisch den Satz, daß das Beste gerade gut genug sei für die grundlegende Bildung. Nicht das Elegante und Moderne, sondern das im historischen Sinne Klassische dient normaler Weise als Geistesnahrung. Wir treiben Cicero und Horaz, aber nicht Apulejus, wir lesen Goethe und Schiller, aber nicht Paul Heyse; die Franzosen studieren Corneille und Racine, obgleich sie sie nur das Knochengeriüst ihrer Literatursprache nennen und einer ganz andern Manier huldigen. So sehe ich auch Grells „Einseitigkeit“ an, sie ist die schulmäßige, strenge Hervorhebung des wahrhaft Großen in der Musik. Mag sich die Welt dem anders gearteten zuwenden, das kann niemand hindern und soll es auch nicht wollen. Aber wenn der Staat in die Kunst eingreifen soll, und er darf es nur thun zum Zweck der Schulung und Erziehung, so soll man ihm nicht untergeordnete Formen der Ergözung und des Virtuositums in der Kunst zu unterstützen vorschlagen, denn die helfen sich selbst durch die Anziehung, die sie auf die breite Masse ausüben; sondern man soll ihm in Grells Sinn die ewigen Grundlagen aller wahren Kunst empfehlen, die darum leicht vergessen werden, weil sie nicht prunken.



In den Tagen des Kampfes.



In einer Berliner Wählerversammlung soll Herr Eugen Richter erklärt haben, Graf Moltke gehöre allerdings in den Reichstag, aber nicht er dürfe gewählt werden, sondern Herr Birchow, der ebenfalls dahin gehöre, weil er die Wunden heile, welche andre geschlagen haben. Und zum Schlusse soll der Redner emphatisch ausgerufen haben: „Graf Moltke, Sieger in hundert Schlachten, du sollst nicht über das freisinnige Bürgertum siegen!“

Obgleich wir uns das Staunen über Gesinnungs- und Geschmacksproben des Scheichs der Freisinnigen längst abgewöhnt zu haben glaubten, würden wir

jene Erzählung für bössliche Erfindung gehalten haben, wenn sie nicht aus Blättern stammte, die dem Redner nahestehen. Daß er mit solchem Überwitz donnernden Beifall entfesselt habe, glauben wir schon eher: in jeder großen öffentlichen Versammlung giebt es ja eine, wenn auch nicht räumlich getrennte, Galerie des Santhagels, welche die Leistungen der ärgsten Kulissenreißer mit Stampfen und Töhlen begleitet. Indessen werden doch auch andre Leute zugegen gewesen sein: sollten die gar keine Empfindung dafür haben, wie beleidigend es ist, wenn Herr Richter meint, ihrem beschränkten Freisinnigenverstande dergleichen bieten zu dürfen? Und Herr Virchow! Eine so lächerliche Figur er als Politiker vorstellt, dauert er uns doch in seiner Eigenschaft als Gelehrter. Sich anpreisen lassen zu müssen wie der starke Mann oder das Kalb mit zwei Köpfen auf der Leipziger Messe! „Ich bin kein Kliniker,“ schrieb er vor mehreren Jahrzehnten, um eine mißglickte Publikation zu entschuldigen, und nun heilt er die Wunden, die andre, natürlich Feldmarschall Moltke, schlägt, und als Chirurg, der er nicht ist, muß er in den Reichstag, anstatt Moltkes! Diese Szene im Tivoli darf nicht in den Tagesblättern verloren gehen, sie muß registriert werden zur Charakteristik der diesmaligen Wahlkämpfe, und weil wir schon wiederholt erlebt haben, daß ähnliche Schlagwörter hinterdrein dreist abgeleugnet wurden. Dieses hat wenigstens das Verdienst der Neuheit für sich.

Denn im übrigen tischen die Herren ihre alte verlegene Waare auf, machen auch gelegentlich Anleihen in gleicher Qualität. Herr Richter deckt wieder mit seinem Leibe die armen Hohenzollern gegen den heimtückischen Kanzler. Der groteske Einfall, die Wilhelme und Friedriche mit den Chilperichs und Childerichs zu vergleichen, ist dem geistreichen Herrn schon einmal schlecht bekommen, aber es scheint ihm garnichts andres mehr eingefallen zu sein als Hausmeier und Monopol. Herr Windthorst aber, der gewiegte, feine Diplomat, versuchte wieder besonders glücklich bei diesem Anlaß den Kronprinzen als geheimen Protektor der freisinnigen Brüderschaft auszuspielen. Denn es ist ja so glaubwürdig, daß der Sieger von Ehlum, Weissenburg, Wörth &c. mit denen sympathisiren muß, die das Heer unter parlamentarische Oberhoheit bringen möchten. Und einem Freiherrn, einem Oberbürgermeister, einem Geheimrat könne man doch nicht destruktive Tendenzen zutrauen! So unschuldig ist der alte Herr, er weiß garnicht, daß es selbst Exzellenzen giebt, die aus solchen Tendenzen kaum ein Hohl machen! Und nun vollends der Meisterzug des Ministers in partibus, von dem aktiven Minister Scholz die Erklärung zu fordern, ob derselbe für alle Ewigkeit auf Monopole verzichte oder nicht? Dachte er dabei an Benedetti und jenen 13. Juli in Ems? Die Stellung der handelnden Personen zu einander war ja in beiden Fällen ungefähr gleich, und auch das schöne Lied von damals könnte mit angemessenen Veränderungen wieder gesungen werden:

Da sah unser Wilhelm Kex
Sich das klägliche Gewächse
Mit den Königsaugen an.

Herr Richter thut ihm leid deswegen, daß er immer in seiner, Windthorsts, Gesellschaft genannt wird. Die Empfindung ist menschlich — wer möchte sich auch wünschen, als sein Kompagnon angesehen zu werden! —, aber in diesem Falle ebensowenig am Plage, als wenn Herr Richter eben deswegen Herrn Windthorst bemitleiden wollte: sie sind einander wert, und es würde schwer sein, ein besser passendes Gespann zu finden.

Grenzboten I. 1887.

Möchten sie nur in der bisherigen Weise weiter reden und schreiben, das ist das beste Mittel gegen die Wiederkehr eines Reichstages, wie der aufgelöste. Und wir brauchen ihre Hilfe dazu. Thäte jeder Wahlberechtigte, der das Reich einig und kräftig erhalten wissen möchte, seine Schuldigkeit, so könnte ja der Ausgang der Wahlschlacht nicht zweifelhaft sein. Aber noch fürchten wir die Lässigkeit und den Mangel an Disziplin gerade in denjenigen Schichten, welche den Ausschlag geben müssen. Noch scheinen zu viele den furchtbaren Ernst der Lage nicht zu erkennen. Die Reichstreuen sehen sich gegenüber völlig militärisch organisirte Bataillone, die unweigerlich ihren Offizieren gehorchen. Freisinnige und Sozialdemokraten haben der preussischen Heeresverfassung manches abgelauscht, ihre Aufgebote sind stets des Kommandos gewärtig; die Klerikalen brauchen nichts neues zu schaffen, ihre Kadres waren längst da, sie bedurften auch keiner neuen Lösung; die Verleumdung, daß das protestantische Kaiserthum den katholischen Glauben unterdrücken, alles „preussisch“ machen wolle, wird von Tausenden täglich verbreitet, welche durch ihr Amt Anspruch auf Vertrauen haben — wenn nicht bei den Männern, doch mittelbar durch die Frauen. Wenn Windthorst auch den Monopolunsinn wiederkaut, so thut er es den Bundesgenossen zu gefallen, seine eignen Scharen marschiren auch ohne jenes Reizmittel. Aber Freisinn und Sozialdemokratie nutzen dasselbe im weitesten Umfange und mit höchster Energie aus. Wo die Leute gewohnt sind, sich ihren Kirch- oder Pflaumenbranntwein selbst zu bereiten, wird mit dem Branntweinmonopol gedroht, in der Pfalz mit dem Tabaksmonopol. Würden die Emiffäre gefragt, in welchem Zusammenhange denn Septennat und Monopol stehen, wieso denn gerade die sieben Jahre so gefährlich seien und die drei Jahre nicht, so würde eine vernünftige Antwort ausbleiben. Aber die Zungendreher verstehen es, den Armen an Geist einzuheizen, Schnapswirte und Zigarrenreisende kommen ihnen als Freiwillige zu Hilfe, Personen, denen die Sorge um ihren Erwerb die vernünftige Überlegung geraubt hat; daß Hunderttausende notwendig sind, um „den Volkswillen zu unverfälschtem Ausdrucke“ gelangen zu lassen, diese Schmach wird offen eingestanden, und darüber, welche Summen manche Kandidaten, die mit Glücksgütern gesegnet sind, noch privatim aufwenden, kann man in verschiedenen Gegenden erbauliche Geschichten hören.

Ist auf unsrer Seite auf eine Mührigkeit zu rechnen, welche nur einigermaßen die gegnerische aufwiegen könnte? Werden am Tage der Entscheidung alle Mann unter Waffen stehen? Werden alle Reichstreuen unverbrüchlich zusammenhalten? Wird die Erkenntnis, daß es sich darum handelt, ob Deutschland sein soll oder nicht, alle Sonderinteressen, Sondergelüste, Nebenfragen, Korpsfeindschaften und persönliche Antipathien zurückdrängen? Wird die Berechnung jener französischen Politiker zu schanden werden, welche heute schon rund heraus sagen, die Vergeltung für 1870 müsse kommen, wenn die Franzosen nur Geduld haben, denn die Deutschen würden sich schon selbst zerfleischen und zur alten Ohnmacht verurtheilen — wird diese Berechnung zu schanden werden?

Herr v. Bennigsen erscheint wieder auf dem parlamentarischen Schlachtfelde. Möge er Grund haben, 1887 seine Worte von 1874 zu wiederholen: „Ebenso weitsehend und fest, ebenso würdig und national ist die Politik der Reichsregierung, und sie wird der Zustimmung der Mehrheit dieses Reichstages und der Zustimmung der deutschen Nation für alle Zukunft sicher sein.“